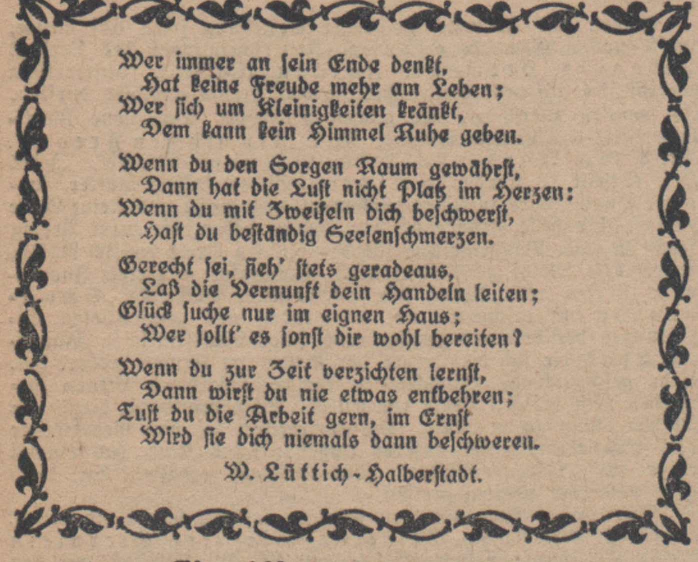
Die Welt der Frau



Beilage zum „Posener Tageblatt“



Nr. 24. Posen, den 27. November 1927



Wer immer an sein Ende denkt,
Hat keine Freude mehr am Leben;
Wer sich um Kleinigkeiten kränkt,
Dem kann kein Himmel Ruhe geben.

Wenn du den Sorgen Raum gewährest,
Dann hat die Lust nicht Platz im Herzen:
Wenn du mit Zweifeln dich beschwerst,
Hast du beständig Seelenschmerzen.

Gerecht sei, sieh' stets geradeaus,
Laß die Vernunft dein Handeln leiten;
Glück suche nur im eignen Haus;
Wer sollt' es sonst dir wohl bereiten?

Wenn du zur Zeit verzichten lernst,
Dann wirst du nie etwas entbehren;
Tust du die Arbeit gern, im Ernst
Wird sie dich niemals dann beschweren.

W. Lüttich-Halberstadt.

Ein Kind, Pein-Kind.

Von H. Schoeps.

Dieses Wort galt bei unsern Altvordern allgemein als Wahrwort, als erprobte Lebenserfahrung. Viele Kinder zu haben, galt als Segen, nicht nur, weil viele arbeitsame Hände für die Wirtschaft von Vorteil waren, sondern noch mehr, weil Kinder als wertvollstes Gottesgeschenk angesehen wurden. Der Stolz auf zahlreiche Kinder, besonders wenn es Jungen waren, war sogar kurz vor dem Weltkrieg noch nicht als veraltet abgetan; welche Freude, wenn bei dem siebenten Sohn das Landesoberhaupt Patenstelle übernahm. In der Nachkriegszeit aber scheint sich diese Auffassung von Grund aus geändert zu haben, und Familienzuwachs ist vielfach nur dann noch ein „freudiges Ereignis“, wenn es sich um das erste Kind handelt, das dann wenn möglich das einzige bleiben soll. Die Verminderung der Geburtenzahl vollzieht sich in Deutschland, das vor gar nicht langer Zeit überlegen auf das französische Zweikindersystem schaute, mit einer Schnelligkeit, wie sie kaum bei einem andern Volk beobachtet wurde. Es ist gar nicht zweifelhaft, daß es sich dabei nicht mehr allein um naturgemäßen Rückgang der Kinderzahl, etwa infolge der wirtschaftlichen Notlage, handeln kann, sondern daß in vielen Fällen gewollte Geburtenbeschränkung vorliegen muß.

Die Gründe für dieses Einkindersystem liegen ja auf der Hand, sind aber keineswegs zu billigen Da glauben viele Jungverheiratete, die wirtschaftliche Notlage der Zeite mache es ihnen unmöglich, mehr als ein Kind standesgemäß zu erziehen. Vielleicht kommt noch die böse Wohnungsnot hinzu, die es vielfach wirklich unmöglich macht, daß der schon für die Erwachsenen nicht ausreichende Raum noch mit mehreren Kindern geteilt wird. Auch ist die Zukunft heutzutage so ungewiß, daß es als ein Geschenk von zweifelhaftem Wert erscheint, Kindern das Leben zu geben und sie dann einem unsicheren Schicksal zu überlassen. Sicher sprechen diese Gründe bei der Geburtenbeschränkung wesentlich mit; sicher aber sind sie auch oft nur Ausflüchte. Wir geizen heute zu sehr mit dem eigenen bißchen Lebensglück, wollen unsere Bequemlichkeit nicht opfern, und halten andere, ach oft so flüchtige Vergnügungen für wertvoller als die dauernde Freude an wohlgeratenen Kindern. Wir haben nicht mehr das hohe Verantwortungsgefühl gegenüber dem aufkeimenden Leben, das den Alten heilig und unverletzlich war; wir denken kurzsichtig mehr an das eigene Wohlbefinden als an die Zukunft des Volkes, das auf diese Weise langsam nationalen Selbstmord begeht, wie Chamberlain dieses Uebel mit Recht genannt hat. Wir suchen unser Gewissen durch allerlei Scheingründe zu besänftigen, die bei näherem Zusehen zerplatzen wie Seifenblasen in der Luft.

„Unsere Verhältnisse erlauben uns nicht mehr Kinder als eins, für dieses eine können wir dann etwas aufwenden, können ihm geeignete Pflege und Ausbildung zuteil werden lassen; wir halten es direkt für unverantwortlich, mehr Kinder in die Welt zu setzen, als wir ordentlich erziehen können.“ So etwa lautet die Rechtfertigung in Wort oder Gedanken für die Anhänger des Einkindsystems. Sie sollten wenigstens daran denken, daß solches Verhalten schon dadurch die naturgemäße und naturgewollte Strafe in sich trägt, daß einzige Kinder stets Sorgenkinder, eben richtige Peinkinder sind. Jede Unpäßlichkeit des Lieblings verursacht den Eltern ein Uebermaß von Sorge, eine ernste Erkrankung bedeutet höchste Aufregung, und der Verlust eines solchen einzigen ist in Wahrheit oft unersetzlich und unverwindlich. Wo mehr Kinder sind, da erfordert jedes Liebe, auch wenn die Erkrankten vorübergehend doppelter Liebe bedürfen; da verkümmert ein Todesfall nicht gleich das Familienglück für immer, weil eben den Lebenden vermehrte Liebe zugewandt werden kann. Und die mehrfachen Sorgen, die eine Kinderschar bereitet, sie bergen doch eben auch dauernd mehrfaches Glück in der warmen Anteilnahme am Wachsen und Gedeihen des eigenen Fleisches und Blutes. Es ist rührend wahr, wenn die Mutter von ihren „lieben Sorgen“, die sie mit den Kindern hat, zu Bekannten spricht.

Daß das einzige Kind besser erzogen werden könne als mehrere, ist eine Behauptung, der die Erfahrung zumeist widerspricht. Gewiß, es kann besser gekleidet werden, mehr Leckereien schlecken, mehr Ausflüge mitmachen usw.; aber auch der Alleroberflächlichste kann doch darin keine besonderen Vorzüge sehen. Wenn die zahlreicheren Kinder einer Familie frühzeitig lernen, ihre Sachen zu schonen und selbst in Ordnung zu halten, sich Wünsche zu versagen, die tägliche Pflichterfüllung als etwas Selbstverständliches anzusehen, so haben sie damit einen weit wertvolleren Gewinn für das spätere Leben erzielt. Auch das haben unsere Vorfahren besser erkannt als wir, wenn sie z. B. im Sprichwort sagten: „Warum gibt die Winterfrucht mehr aus als die Sommerfrucht? Weil sie eine härtere Jugend gehabt hat!“

Uebermaß ist immer schädlich, selbst ein Uebermaß von Liebe. Bei einzigen Kindern besteht die Gefahr, daß sie aus „Affenliebe“ verweichlicht und verhätschelt werden, in besonderem Maße. Und hätten sie die verständigsten Eltern, die für Abhärtung, Sport und naturgemäße Lebensweise peinlich Sorge tragen, sie werden doch als „Muttersöhnchen“ gelten und sich selbst zu sehr umsorgt und umgeht fühlen. „Kinder müssen gewagt werden!“ sagt ein herzhaftes, tapferes Wort. Wer wird das einzige Kind wagen wollen? Und doch kann es nur dadurch zu einem festen, in sich selbst ruhenden Charakter erzogen werden.

Manche Kinderfehler treten bei einzigen Kindern ganz besonders häufig auf. Da sie zumeist in Gesellschaft Erwachsener sind, hören und sehen sie vieles, was für ihre Ohren und Augen verfrüht ist. Sie werden dadurch merkwürdig frühreif, schnacken altklug mit und büßen viel von dem Reiz der echten Kindlichkeit und Unschuld ein. Wohl werden die meisten Eltern Sorge tragen, daß das Kind auch gleichaltrige Gespielen findet, selbst auf die Gefahr hin, daß es öfter auf die Gasse muß und von Gassenbuben diese und jene Unart lernt; aber fremde Gespielen können nie die Geschwister ersetzen. Wenn seine Freunde dem Kinde nicht mehr passen, dann wird eben gewechselt oder Schluß gemacht. Mit Brüdern und Schwestern aber heißt es in jedem Falle auskommen. Da muß der liebe Egoismus gehörig zurücktreten, muß täglich und stündlich Rücksicht genommen werden. Da ist die hohe Schule der Liebe und Eintracht, der Hilfsbereitschaft und Geduld, und das alles ist gar nicht so schwer, sondern macht das Leben erst abwechslungsreich und tief. Die Familie mit mehr Kindern ist so recht ein Staat im kleinen, wo die Tugenden der Gerechtigkeit und Billigkeit, des Selbst- und Mitverantwortungsgefühls weit besser gelernt werden als später in staatsbürgerlichen Kursen oder aus Büchern. Es besteht geradezu die Gefahr für alle einzigen Kinder, daß diese sozialen Gefühle bei ihnen nicht voll entwickelt werden: Wohin aber kommen wir im Staat, wenn die gegenseitige Duldsamkeit in jeder Beziehung und die Mitverantwortung fürs Ganze nicht endlich Allgemeingut werden?

Mancher Arzt weiß von solchen Peinkindern zu erzählen, die später zu eingebildeten Kranken wurden und ihn in gelinde, sich selbst aber in helle Verzweiflung brachten. Mancher Lehrer hat böse Erfahrungen mit solchen Schreckenskindern gemacht, die sich nur äußerst schwer ein- und unterordnen können und bei Tadel und Strafe oft die Eltern auf ihrer Seite haben. Und wenn solche Eltern bei Rücksprachen auch einsehen, daß ihr Kind bei der Massenerziehung unmöglich eine Sonderbehandlung erfahren kann, so fühlt doch der Lehrer deutlich, daß ihr Herz doppelt so schwer beladen ist wie das kinderreicher Eltern, die übrigens kaum Zeit und Lust haben, Lappalien halber den Lehrer aufzusuchen. So wird ein Kind leicht auch noch für andere Peinkind als bloß für die Eltern.

unsere Zeit schreit so sehr nach Führerpersönlichkeiten. Eine Führernatur wächst aber schwerlich in der Isolierung heran, sondern eben im Wettbewerb und Streit mit andern. Auch in dieser Beziehung ist die Kinderstube das erste Tummel- und Kampffeld. „Der läßt sich die Butter nicht vom Brot nehmen," sagt wohl der Vater befriedigt, wenn sein Sprößling gegen ältere Geschwister sich kraftvoll durchsetzt. „Auf Lotte kann ich mich unbedingt verlassen," denkt die vielbeschäftigte Mutter, wenn sie ihr jüngere Geschwister anvertrauen muß. Solche Kinder werden dann später als Führende nicht versagen. Es muß ja nicht gleich an Führer auf höchster Warte gedacht werden; jede Gemeinde, jedes gewerbliche Unternehmen, jeder Verein, ja jede Familie braucht solche Führer, an die die andern sich anlehnen. Da Führer, die sich behaupten wollen, stets am strengsten gegen sich selbst sein müssen, so ist es sehr fraglich, ob das verwöhnte Ein-Kind besondere Führerqualitäten besitzen wird.

Sollte es Zufall sein, daß zahlreiche Künstler und Forscher sowie starke geschichtemachende Persönlichkeiten oft aus kinderreichen Familien stammen? Die Musiker Bach, Händel, Haydn, die Bezwinger von Naturkräften Fraunhofer, Franklin, W. von Siemens, der Maler A. Dürer, der erste Generalpostmeister H. von Stephan: sie alle hatten zahlreiche Geschwister und sind nicht in ihrer Jugend verwöhnt worden. Wohl aber rundeten sie ihre Eigenart durch Abschleifen an andern immer vollkommener, so daß sie wahrhaft Eigne wurden, die für das Ganze lebten und das Beste aus dem Wesen ihres Volkes wie in einem Brennspiegel auffingen und widerstrahlten. Allen Großen ist neben eigener Geschlossenheit typische Bedeutung eigen.

Die Familie ist die Keimzelle aller höheren Formen des Gemeinwesens, insbesondere des Staates. Sind diese Keimzellen gesund, dann regeneriert sich der Staat immer wieder, auch wenn Niederlagen ihn zeitweise zu Boden drücken. Sind aber diese aufbauenden Zellen krank, dann ade! Hoffnung und Gesundung und Wiederauferstehung des Ganzen Darum ist es von fundamentaler Wichtigkeit, daß neben den wirtschaftlichen auch die sittlichen Grundlagen der Familie wieder aufgebaut werden. („Köln. Ztg.")

Die Morgengabe.

Von **Charlotte Ullmann.**

(Nachdruck verboten.)

Mit dem Namen „Morgengabe" wurde in alter Zeit das Geschenk bezeichnet, das der Mann am Morgen nach der Hochzeit seiner jungen Frau darbrachte. Heutzutage ist diese zarte und sinnige Art der Darbringung völlig in Vergessenheit geraten, und wir finden den Ausdruck nur noch vereinzelt in Pommern für die Geschenke, die die Gäste am Tage nach der Trauung dem jungen Paare darbringen, oder in Westfalen für das Vieh und den Hausrat, den in ländlichen Kreisen der Bräutigam, der in einen Hof als zweiter Sohn einheiratet, dem neuen Hausstand zuführt. Auch in Bremen hat sich in alten, guten Kreisen der Brauch erhalten, daß der Gatte seine junge Frau am Hochzeitsmorgen zuerst in ein von ihm vollständig eingerichtetes Haus bringt, es ihr als Morgengabe schenkt.

Diese Gabe hat einen internationalen Charakter. Schon die Griechen und Römer kannten sie, die Engländer und Franzosen, die Germanen von der Etsch bis zum Belt. Bei den Franken und Langobarden bestand die Morgengabe in einem Viertel oder gar einem Drittel des Vermögens vom Manne. Nach schweizerischem und keltischem Recht war sie festgesetzt „aus Gold nach der Breite des Gesichts und aus Bronze in der Schwere des Unterarms". Auch das österreichische Gesetzbuch kennt sie. In vielen Rechtsgebieten verschmolz sie schon früh mit dem Kaufpreis, den der Bräutigam für die Braut zu zahlen hatte. In diesem Sinne verwendet sie auch regelmäßig Luther in seiner Bibelübersetzung.

Bei den alten Deutschen führte der Mann am Morgen nach der Hochzeit seine junge Frau an den Frühstückstisch. Gemeinsam aßen sie von dem „Bräutelhuhn", dann geleitete er sie durch sein Reich, zeigte ihr „Haus und Garten, Zaun und Stall, Feld und Wiesen, Knechte und Mägde, und das Vieh, das vor den Hirten ging". Er übergab alles ihr, der Herrin. So war über Nacht, wie im Märchen, aus dem jungen Mädchen eine glückliche und reiche Frau geworden, reich durch das eingebrachte Ehegut des Mannes.

Tacitus berichtet uns weiter von den Germanen:

„Die Ausstattung bringt nicht das Weib dem Manne, sondern der Mann dem Weibe. Geschenke, aber nicht Prunkstücke für weibliche Eitelkeit, noch zum Schmuck der Neuvermählten, vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roß und einen Schild mit Schwert und Speer. Mit solchen Geschenken wird die Gattin empfangen, wie sie selbst wiederum dem Manne ein Stück der Bewaffnung zubringt. Diese Dinge gelten als das stärkste Band, als die geheimnisvolle Weihe, als die Schirmgötter des Ehebundes. Das Weib soll nicht glauben, sie stehe außerhalb der Gedankenwelt des Mannes, außer dem Bereich der Kriegsereignisse. Darum wird sie schon auf der Schwelle des Ehestandes belehrt, sie trete ein als Genossin der Arbeiten und Gefahren, um mit dem Manne Gleiches im Frieden, Gleiches im Kriege zu tragen und zu wagen. Das verkünden ihr die Stiere im Joch, das geschirrte Pferd, die dargebrachten Waffen. So soll sie leben, so sterben. Was sie jetzt empfängt, das soll sie unentweiht und in Ehren dereinst ihren Söhnen hinterlassen, von diesen sollen es die Schwiegertöchter erhalten und wiederum die Enkel erben . . ."

Im Wandel der Zeit ist bei uns der Brauch der Morgengabe in Vergessenheit geraten; an seine Stelle trat die Mitgift, das Ehegut, das die Frau dem Manne zubringt. Mit diesem neuen Brauch begann die häßliche, verderbliche Mitgiftjägerei, die so viele unglückliche Ehen verursacht hat und immer wieder verursachen wird. Es wäre besser für die Moral der Ehe, wenn wir zu dem alten, schönen Brauch der Morgengabe zurückkehren würden.

Empfehlenswerte Bücher für den Weihnachtstisch.

In unserer Zeit des Kampfes, da so viele Meinungen aufeinanderprallen, die die Eltern unserer Kinder auf den Kampfplan ruft und so manches Elternherz mit Sorge um die Erziehung ihrer Kinder erfüllt, ist doppelte Sorgfalt auf die Auswahl der Lektüre zu legen. „Gute Bücher, gute Freunde . . ." das trifft auch auf die Bücher unserer Kinder zu. Sorgsam ist darauf zu achten, welcher Art die Bücher sind, die ihnen in der Zeit der größten und maßgebendsten Aufnahmefähigkeit in die Hände kommen.

Eltern und Freunde christlicher Erziehung seien auf einige, im schmucken Gewande erschienene Neuerscheinungen des Verlags Johannes Hermann, Zwickau (Sachsen), aufmerksam gemacht, die auf dem Weihnachtstisch viel Freude auslösen dürften. Ich nennen zuerst aus der reichen Auswahl: Drei neue Zwölfbilderhefte von Ludwig Richter: Nr. 7 „Ein bißchen Freude". Nr. 8 „Am Wanderstab". Nr. 9 „Junge Liebe". Jedes Heft enthält 12 Ludwig Richter-Bilder, stiller, sanfter, sonniger Humor wird in ihnen verkörpert, und große und kleine Leute werden ihre helle Freude an den Heften haben, die beim Verlag sowie in jeder Buchhandlung für den billigen Preis von 90 R.-Pfg. (etwa 1,80 Zloty) zu haben sind. Für unser mittleres Jugendalter ist eine neue, kleine, sehr ansprechende Buchreihe „Schwanenbücher" erschienen mit anregenden und gemütstiefen Erzählungen der beliebten verstorbenen Jugendschriftstellerin Margarete Lenk, die sich die Herzen der Kinder im Sturm erobert hat. Sehr geschmackvolle Bändchen in verschiedenfarbiges Leinen gebunden zum billigen Preis von 90 R.-Pfg. pro Band, durch jede Buchhandlung zu beziehen. Sie entsprechen bei viel Gemütstiefe dem Erlebnisbedürfnis unserer Jugend; jedes Kind, das einmal eines der „Schwanenbücher" zum Geschenk erhalten hat, wird gern nach dem zweiten greifen.

Für unsere Vier- bis Neunjährigen erschien ferner ein neues, reizendes Bilderbuch „Weißt du, wie viel Sternlein stehen?", bunte Scherenschnitte von M. M. Behrens mit den uralten und doch ewig neuen Kinderversen und Fabeln von Hey. Herrliche Bilder sind zu den wohlbekannten Versen gegeben, schwarze Scherenschnitte, die aber wunderbar belebt und ganz dem Anschauungsvermögen unserer Kleinen angepaßt sind. Preis des sehr geschmackvoll in Halbleinen gebundenen Buches 3,25 R.-M. Ferner sei noch der Sammlung „Bunte Kieselsteine" gedacht, kleiner, ansprechender Heftchen, zum Preise von 15 R.-Pfg., vortrefflich geeignet für Bescherungen in Sonntagsschulen, Kindergärten usw. Fünfzig Hefte 7 R.-M., hundert Hefte 12,50 R.-M. Erzählungen von Marg. Lenk, Berta Mercator u. a. Zu demselben Zweck oder Einzelbezug Heft 11 und 12 der Sammlung „Wer will unterhalten sein", ansprechende, etwas größere Hefte zum Einzelpreis von 30 R.-Pfg. Fünfzig Hefte 13,50 R.-M., hundert Hefte 24 R.-M. Ferner fünf Weihnachtserzählungen von Marg. Lenk: „Allerlei Christbäume" mit vier bunten Bildern. Preis gebunden 1,20 R.-M., kartoniert 90 R.-Pfg.

Nochmals sei auf das von der „Deutschen Bücherei" herausgebrachte Büchlein **„Mein Kränzelein"**, Spiel und Lied deutscher Kinder in Polen, hingewiesen. Gesammelt von Pfarrer Friedrich Just mit Scherenschnitten von Elisabeth Fischer-Waldau. Dieses Büchlein, das die schönsten Lieder, Spiele und Sprüchlein enthält, die für die Kinder gesammelt wurden, dürfte in keinem deutschen Hause fehlen. Mit viel Freude werden immer wieder von den Kleinen und den Allerkleinsten die Scherenschnitte betrachtet! Mit Begeisterung werden von den älteren Kindern die Sprüchlein gelesen und Liedlein gesungen, bis auch die Kleinsten mit einstimmen! Ein Büchlein, das frohe Stunden schafft.

„Onkel Toms Hütte", Bilder aus dem nordamerikanischen Sklavenleben. Wem klänge der Titel nicht vertraut? Ist es doch ein Buch, das Aufsehen erregte, wie selten eines. In Millionen Exemplaren hat das Werk seine Verbreitung gefunden und dazu beigetragen, daß der unmenschlichen Behandlung der Sklaven Einhalt geboten worden. Von Harriet Beecher-Stoowes, einer Predigertochter, die durch ihre Teilnahme für die geplagten Schwarzen sich vieler Angriffe erwehren mußte, ist dieses Buch geschrieben. Es ist ein mutiges Bekenntnis zur Wahrheit und darf in keiner Bücherei fehlen. Augenblicklich liegt uns eine freie Bearbeitung für die Jugend von A. H. Fogowitz vor, ebenfalls in der „Union", Deutsche Verlagsgesellschaft, erschienen.

Friedrich Schiller: Wille und Werke. Hermann Binder hat mit diesem Werk der deutschen Jugend ein Schillerbuch geschenkt, von dem er in seinem Vorwort sagt, daß dieses keine Unterhaltungsschrift im herkömmlichen Sinne sein dürfe. Dieser Art gäbe es genug. Er hat sich vielmehr bemüht, ein Werk zu schaffen, das der Jugend ihre innere Verbundenheit mit Schillerschem Geist, dessen Streben und Werden klar machen soll. Kein unmoderner Klassiker soll vor ihnen stehen, sondern ein Mensch, der gerade unserer Zeit sehr viel zu sagen hat. Die Gedankenwelt Schillers verständlich zu machen, in seine Werke einzuführen, ist Hauptaufgabe des Verfassers. Sie ist ihm restlos geglückt und erfüllt ihren Zweck, wenn dieses Buch in jedem deutschen Hause seinen Platz findet.

Der kleine Peter und seine Mutter.

(Nachdruck verboten.)

Der kleine Peter hörte eines Tages seinen Vater über Rechnungen sprechen, die bezahlt werden mußten. Dabei stieg in ihm der Gedanke auf, auch einmal eine Rechnung für seine Mutter aufzustellen für die kleinen Dienste, die er ihr leistete. Eines Tages fand die Mutter nun folgende Rechnung neben ihrem Teller liegen:

Die Mutter schuldet ihrem Sohne Peter:

Für das Holen von verschiedenen Dosen Streichhölzer	0,20 Mk.
Für Besorgung der Briefe zur Post	0,10 Mk.
Weil er stets ein guter lieber Junge gewesen	0,10 Mk.
Für das Holen von Briefmarken	0,20 Mk.
Zusammen:	0,60 Mk.

Peters Mutter sagte nichts, doch fand er abends bei seinem Teller einen Betrag von 0,60 Mk. vor. Sehr zufrieden steckte er das Geld in die Tasche, doch fand er bei seinem Teller auch eine Rechnung seiner Mutter.

Peter schuldet seiner Mutter:

Für zehn glückliche Jahre in ihrem Hause verbracht zu haben	nichts
Für zehn Jahre Essen erhalten zu haben	nichts
Für Pflege während seiner Krankheit	nichts
Dafür, daß er stets eine gute Mutter hatte	nichts
Zusammen:	nichts

Der kleine Peter las diese Rechnung und schwieg still. Nach einer Weile aber schlich er klopfenden Herzens an die Seite der Mutter, barg sein Gesicht in ihrem Schoß und steckte die 60 Pfg. vorsichtig in Mutters Schürzentasche. Marie Niessen.

Eingebildete Kinder.

(Nachdruck verboten.)

Sind denn wirklich die Kinder schon eingebildet?

Leider finden wir das häufig. Aber wir müssen gestehen, gewöhnlich haben nicht die Kinder die Schuld, sondern die Eltern.

Wenn nämlich Eltern das Glück haben, ein aufgewecktes, begabtes Kind zu haben, so kann man wohl begreifen, daß sie sich mit dem Kinde besonders freuen und anderen gern von dem Kleinen erzählen. Das wäre schön und gut; doch darf dieses niemals in Anwesenheit des Kindes geschehen. Erst dadurch merken die Kleinen, daß ihr Reden und Tun etwas „Besonderes" ist, und bilden sich darauf etwas ein. Bleibt das in kleinen Grenzen, so ist es noch nicht schlimm, doch bald wird es unerträglich, wenn das Kind in alles hineinspricht, sich bei den Erwachsenen hervortut und alles besser wissen will. Außer bei den verblendeten Eltern findet ein solches Kind nirgends Bewunderung, immer das Gegenteil. Man mokiert sich über den kleinen Gernegroß und bedauert die Eltern. Solche Kinder wachsen sich in der Mehrzahl zu rechthaberischen und unausstehlichen Menschen aus, mit denen keiner gern etwas zu tun hat.

Also, liebe Mütter und Väter, wenn Ihr euren Kindern etwas Gutes tun wollt, so weist sie im rechten Augenblick zurecht, laßt kein „Vorlautsein" durchgehen; Ihr werdet sehen, euer Kind wird nicht überhebend und eingebildet werden; im Gegenteil, es wird bescheiden sein und bei aller Welt sich beliebt machen und überall gern gesehen werden. Isabella.

Praktische Winke.

Welke Blumen erholen sich wieder, wenn man den Stengel bis auf ein Drittel seiner Länge in kochendes Wasser taucht. Sieht man, daß die Blumen sich wieder aufrichten, so stellt man sie in frisches Wasser, nachdem man den abgebrühten Stengel abgeschnitten hat.

Flecke von Messergriffen lassen sich mit Zitronensaft und Salz leicht entfernen.

Alter Anstrich, selbst jahrzehntealter, weicht einer heißen gesättigten Lauge, wenn diese mehrmals täglich mehrere Tage lang aufgebracht und tüchtig gebürstet wird.

Teppiche erhalten ihre frischen Farben wieder, wenn man sie mit Salz bestreut, das man einige Zeit darauf liegen läßt, um es dann scharf abzubürsten.

Mittel gegen Kopfschmerzen. Man nimmt eine Prise Salz auf die Zunge und trinkt ca. 10 Minuten später einen Schluck kaltes Wasser nach.

Schmutzflecke in guten Büchern werden mit einem Waschleder eingefeuchtet und darauf mit Bimssteinpulver eingerieben. Letzteres entfernt man mit einer weichen Bürste und trocknet das Papier durch Auflage von Löschpapier und Pressung.

Konservendosen, die im Wasserbade erhitzt wurden, öffnet man erst, nachdem man auf den Deckel kaltes Wasser gegossen und es eine Weile dort hat stehen lassen. Nach dem Abgießen dieses Wassers läßt sich die Dose öffnen, ohne daß der Inhalt einem entgegenspritzt.

Lederzeug, Schuhwerk, Lackleder läßt sich vorzüglich mit reinem Schweinefett konservieren. Hingegen ist Tafelöl zu vermeiden, weil dieses eintrocknet und die Lederporen verstopft.

Glanzflecke aus Herrenkleidern entfernt man, indem man ein feuchtes Tuch auf die Stelle legt, schnell mit einem heißen Bügeleisen darüber hinstreicht und das Tuch fortnimmt, ehe es ganz trocken ist. Die Stelle dampft dabei; man bürstet sie dann mit einer weichen Bürste solange, bis das Dampfen aufhört.

Teppiche schützt man vor Motten, indem man sie einmal wöchentlich mit einem Besen abbürstet, den man in heißes, mit etwas Terpentin vermischtes Wasser taucht.

Das richtige Schwefeln. Ein beliebtes Mittel, um niedere Organismen zu vernichten, ist das Schwefeln. Es wird in den meisten Fällen jedoch nicht richtig ausgeführt. Beim Verbrennen des Schwefels an der Luft entwickelt sich ein sauer schmeckendes Gas, das stechend riecht, das Schwefeldioxyd. Wenn dieses mit Wasserdämpfen zusammenkommt, entsteht die schweflige Säure, der allein die Vernichtung der niederen Organismen zuzuschreiben ist. Wird also, wie es meist geschieht, der Schwefel nur einfach verbrannt, so schadet dies, auch bei sorgfältigem Verschließen und Verstopfen sämtlicher Löcher oder Oeffnungen, weder den Motten noch sonstigem Ungeziefer. Anders jedoch, wenn über den brennenden Schwefel in der Weise nasse Tücher gespannt werden, daß der Schwefeldampf durch diese hindurchstreichen muß. Es ist also notwendig, daß in einem auszuschwefelnden Raum mehrere Gefäße mit Schwefel aufgestellt werden, weil die Wirkung der Säure sonst nicht genügt. Um diese möglichst auszunutzen, müssen sämtliche Oeffnungen gut verschlossen und verdichtet werden. Bevor der Schwefel auf die brennenden Kohlen, die man am besten in alten Töpfen unterbringt, geschüttet wird, sind die nassen Tücher überzuspannen, weil man sonst gezwungen ist, die schädlichen Gase einzuatmen. Das Ueberspannen der Tücher darf nicht in zu großer Höhe vorgenommen werden, weil sonst die Flamme des verbrennenden Schwefels das in den Tüchern enthaltene Wasser nicht zu erwärmen vermag und damit die Dampfbindung unterbleibt.

Regenflecke in Filzhüten. Die hellen Filzhüte leiden in ihrem Aussehen durch Regenflecke. Diese Stellen kann man sehr leicht wieder entfernen, wenn man sie mit einer Mischung aus gleichen Teilen Wasser Spiritus, Salmiakgeist und einer Messerspitze Kochsalz abreibt.

Weihnachtsbäckerei.

Lebkuchen.

1 Pfund Zucker, 1 Pfund guter Honig, 1 Pfund Mandeln mit der Schale in Streifen geschnitten, 1 Pfund feines Weizenmehl, 1/4 Pfund Zitronat, 1/8 Pfund kandierte Orangenschale, beides in ganz feine Würfel geschnitten, 1/2 Muskatnuß, 16 Gramm Nelken, 1/2 Weinglas voll Franzbranntwein, eine Messerspitze voll Hirschhornsalz. — Nachdem Honig und Zucker auf dem Feuer flüssig geworden sind, rührt man zuerst die Mandeln und die Gewürze hinein, dann das Mehl und alles übrige, läßt den Teig zugedeckt in der Wärme einige Tage stehen, rollt ihn auf einem mit Mehl bestäubten Backbrett federkielstark aus, klappt ihn auf ein mit weißem Wachs bestrichenes Blech und backt ihn in nicht zu schwacher Hitze gar. Noch warm schneidet man den Kuchen in beliebige Streifen.

Ein althergebrachtes Weihnachtsgebäck im Osten Deutschlands ist der Mohnstriezel. Gut und richtig gebacken, ist er ein herrlicher Kuchen, der außerdem so lange frisch bleibt, daß wir vorweg immer einen davon zu Neujahr aufheben. — Wer den Mohn nicht selbst in seinem Garten baut, kauft sich beizeiten (zu jedem Striezel gehört 1/2 Liter) großkörnigen, grauen Mohn ein. — Zu dem Teig zweier mittelgroßer Striezel braucht man 1/8 Pfd. Butter, 2 Eier, 1 kleine Tasse Zucker, 1/2 Teelöffel Salz, 1/2 Liter Milch, 2 1/2—3 Liter Mehl und für 10 Pf. Hefe. Will man gleich morgens backen, dann muß der Mohn am Abend vorher bereitet werden. 1 Liter Mohn wird in ganz wenig Wasser fest zugedeckt 1/2 Stunde leise gekocht. Das Wasser muß am Schluß fast ganz eingekocht sein, was am besten ist, andernfalls muß man es über einen Durchschlag ablaufen lassen. Dann wird der Mohn in der Fleischmaschine zweimal durchgemahlen, mit 2 Eiern, 1 Tasse Zucker, 1—2 Löffeln süßer Sahne oder Rosenwasser, 1—2 Löffeln Mehl, etwas Zimt, 1/2 abgeriebenen Zitrone oder einigen Tropfen Zitronenessenz und nach Belieben mit 1 Handvoll süßen geriebenen oder 5—6 bitteren Mandeln gut mit der Hand durchgeknetet und zugedeckt. Eine Stunde vor dem Gebrauch stellt man ihn an den warmen Ofen. — Zum Teig wird die Butter zu Sahne gerieben, Eier, Zucker, Salz, Mehl, die erwärmte Milch, die verrührte Hefe hineingetan und gut durchgeknetet zu einem weichen, nicht festen Teig. Er muß in der Schüssel hoch aufgehen; wird dann (erst eine, dann die andere Hälfte) auf dem Kuchenbrett mit den Händen zu einem 1 Zentimeter dicken, 40 Zentimeter breiten und 40 Zentimeter langen Stück auseinandergedrückt, mit dem Mohn (der auch in 2 gleiche Hälften geteilt ist) gleichmäßig belegt, mit einem breiten Messer glatt gestrichen, schnell und geschickt zum Striezel gerollt und, zur nötigen Länge ausgezogen, aufs Blech gelegt. Erst nachdem beide gut aufgegangen sind, werden sie bei ziemlich starker Hitze 3/4—1 Stunde schön dunkelbraun gebacken.

Pfefferkuchen. 625 Gramm Honig werden erwärmt, 625 Gr. Zucker darin gelöst. Hiermit werden 3 Pfund Mehl verknetet und dann 325 Gr. süße und 125 Gr. bittere Mandeln geschält und fein gerieben, ferner 125 Gr. würflig geschnittenes Zitronat, 10 Gr. Zimt, 5 Gr. Kardamom, 10 Gr. Nelken, alles fein gemahlen, und 1/4 Tasse Rosenwasser darunter gearbeitet, und der Teig kann nach Belieben ruhen. Später werden 16 Gr. Pottasche und 4 Gr. Hirschhornsalz, in warmem Wasser gelöst, zum Teig gegeben, und dieser so lange mit den Händen tüchtig bearbeitet, bis er glatt ist und nicht mehr an den Händen klebt. Er wird messerrückendick ausgerollt, kleine Kuchen verschiedenster Form aus ihm ausgestochen, auf gut gewachstem Blech abgebacken, bei gelinder Hitze, und schließlich heiß mit Rosenwasser bepinselt oder mit irgend einem beliebigen Guß versehen.

Freund der Kinderwelt.

Schneeball.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Dickes, rundes Bleichgesicht,
Bursch aus festem Schnee,
Sei im Flug so grausam nicht!
Tue nicht so weh!

Doch solch Prall, du Sausebutz,
An den Rückenschluß
Oder — hei! — an Brust und Arm,
Bringt viel Hochgenuß!

Ziele nicht nach Nas' und Stirn,
Nicht ins Aug' hinein!
Sei nicht hart! Bereitest sonst
Schmerzen leicht und Pein.

Freut sich jeder wenn er gut
Durch die Luft dich schickt!
Und zu spaßig wirkt: wer weiß
Ward mit dir gespickt!

Wie die Schneeflocken wurden.

Ein Märchen von Maria Seyfried.

Das Paradies war den Menschen verschlossen worden. Sommer und Winter gingen über die Erde hin. Und sie lag da — arm — braun und fahl — zerzaust und zerrissen von den Stürmen. Dann kam der Frost; und die Erde stöhnte unter seinen Füßen. Das sah der liebe Gott, und in seiner Güte beschloß er, der Erde zu helfen. Er winkte einem seiner Engel und sagte ihm: „Sieh da die Erde. Sie erstarrt in Eiseskälte. Geh zu deinen Schwestern und sinnt darauf, wie Ihr sie davor schützen könnte." —

Der Engel ging. Er fand seine Schwestern auf der Himmelswiese, wo sie den neuen Festtagsreigen übten, und erzählte ihnen von dem Auftrag Gottes.

Da saßen sie nun, die großen und die kleinen Engel, legten die Fingerchen an die Nase und dachten und grübelten, wie der armen Erde am besten zu helfen sei.

„Etwas Warmes müßte es sein," riet ein kleiner Engel.

„Ja, damit die Erde nicht friert," meinte ein anderer. — „Hurra! Ich hab's!" rief da einer der Großen. — „Ihr wißt doch, daß hinten in der letzten Himmelskammer die neue Leinwand aufgestapelt liegt, die wir neulich für die Engelskleider nicht mehr gebraucht haben und die bis zum nächsten Jahre liegen bleiben sollte. Nun, die zerzupfen wir zu kleinen Flocken und streuen sie auf die Erde hinunter." —

„Ob wir das aber auch dürfen," zweifelte ein kleiner Engel.

„Dummerchen" — lachten die Großen. — „Der liebe Gott hat uns befohlen, zu helfen. Und dann, wenn wir fleißig sind, haben wir für das nächste Mal wieder neues Leinen fertig."

Nun liefen sie alle zu der letzten Himmelskammer und schleppten die großen Leinwandballen auf die Himmelswiesen. Ach, war das schwer! Aber die Engelchen taten es gern, weil sie der lieben Erde helfen wollten. Dort zupften sie mit fleißigen Fingerchen und schwatzten, lachten und sangen nach Herzenslust dabei. Endlich gebot der älteste Engel: „Für dieses Mal ist es genug. Wir wollen nun unsere weißen kleinen Flocken auf die Erde schicken." —

Unten auf der Erde war es Nacht geworden. Tiefschwarz lag sie auf der Erde. Aber der Frost schritt unentwegt weiter. Er warf klirrende Fesseln über die arme Erde, die in Schmerzen gegen die Todeskälte sich wehrte. Oben am Himmel hatten die Engel ihre goldenen Sternenfenster geöffnet und forschten mit neugierigen Augen auf die Erde hinab. Dann öffneten sich die weißen Engelshände und ließen die Flocken auf die Erde hinabrieseln.

„Ihr sollt die arme Erde warm und weich einhüllen" — lächelte ein süßer Engelsmund die Flocken an.

„Tanzt nur recht lustig, ehe Ihr herunterkommt," lachte ein kleiner Engel ihnen fröhlich nach.

„Wenn die Menschen euch fragen, warum Ihr wie Sterne ausseht, dann sagt, daß Ihr aus dem Himmel kommt," sagte ein anderer.

„Warm und weich — fröhlich und engelrein sollt Ihr sein," — flüsterte ein vierter stillfroh. —

Und so rieselte der weiße Segen die ganze Nacht. Am Morgen aber strahlte die Erde. Die Bäume streckten ihre Aeste wohlig im warmen Schneeflockenkleid. Die Pfähle und Steine sahen fröhlich unter ihren weißen Mützen hervor. Und die Wiesen erst! Sie lagen in reiner, glänzender Weiße, als lägen tausend und abertausend sternenübersäte Engelskleider über sie gebreitet. —

Die verirrten Schneeflocken.

Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf.

Zwei winzige, zarte — ach, so zarte! — Schwestern waren sie: die beiden Schneeflocken. Und sie waren ganz jung und jede ein putziges Guckindiewelt und ein Mädelchen in blitzweißem Kleide. O, dies Kleid! Sah in der weiten, weiten Welt keines, das duftiger, hauchfeiner, schimmernder war. Und es war ganz leicht wie Federflaum. Und blendend rein wie die Flaumfedern von jungen Schwänlein. Ei, ei, wie sie darin durch die Luft schwebten: so wundervoll sanft, so wiege-woge-weich! Denn sie gehörten zum muntersten, lustigsten Tanzvolke, das wir kennen: waren Kinder aus dem unendlichen Wolkenland; waren Zwillingsschwestern vom Volke der Schneeflocken, das der frische Herr Winter aus den Wolkenhäuslein herausruft, zum Tanzen und Wandern, zum Schwingen von Himmelshöh'n tief, tief in unser Menschenland.

Und an einem Nachmittag — als richtige, milde Schneeluft den Leuten draußen in die Nasen ging, als mit einem Male eine große, große Völkerwanderung von Flocken zu uns hereintollte ins Erdenreich — wagten auch die beiden kleinen Flockenzwillinge ihren Tanzflug, gingen sie auf die weite Luftreise, die sie für immer aus dem Schneewolkenhimmel entführte. So wie jede, jede Schneeflocke, die einmal daraus fortschwebt. —

Hinter dem Fenster meiner warmen, molligen Stube saß ich und sah dem lustigen Tanz der weißen, zarten Schneeflocken zu. Auch die Dämmerfrau kam schon sacht gegangen und deckte Feld und Wald und Straßen und Häuser behutsam mit ihrem Schleiertuche zu. In meinen Stubenwinkel wehte zuerst ein Zipfel davon. Meine Lampe hatte ich noch nicht angezündet. Nur aus dem knisternden Ofen lugte der Feuerkobold, der rote. Und er ließ seinen goldenen Glanz durch den Spalt des Ofentürleins auf die Dielen fallen. Und je dichter das Dämmertuch alles umzog, um so heller und glühender wurde sein Schein. Ich achtete heute wenig auf den Kobold, der uns, ach! so nützlich ist und so wohltut, wenn er gut eingesperrt ist. Schaute vielmehr gebannt auf den großen, dichten, unaufhörlichen Flockentanz draußen. Und freute mich an seinem Wirbeln und Wiegen, an dem Drängen und Ziehen und Haschen der Tanzgeistlein, an ihrem Reigen, dem leisen, zauberweißen. Und ich schwang im Traume mit. Fühlte mich so, als sei ich selbst eine von den vielen, vielen Millionen Schneeflocken, die in langen Ketten und eng aneinandergereiht vom bleigrauen Himmel herunterschwebten. Und da fiel mein Blick mit einem Male auf die beiden Zwillingsflöcklein: gerade in dem Augenblick, als sie aus dem dicksten Gedränge herausHuschten und auf mein Fenster zuschwebten. Es schien, als ob sie sich neckten, als ob sie sich jagten: die beiden zarten, schönen Schwestern. Ganz dicht tanzte die eine hinter der anderen. Und es sah aus, als ob sie sich im Fluge umarmen wollten. Dann aber war jäh ihr seliges Schweben zu Ende. In den innersten Fensterwinkel waren sie verweht, wo keine andere Flocke hinflog. Obgleich der Wind ganz still erschien und die vielen Millionen Schneetänzerinnen und Auswanderer aus dem Schneehimmel nicht antrieb und nicht jagte und durcheinanderhetzte. Ob er es aber trotzdem auf die beiden Schwesterchen abgesehen hatte? Und ob er sie heimlich angepustet auf einen einzigen Augenblick? Ich weiß es nicht! Ich merkte nichts davon, da ich ja hinter dem Fenster stand.

O, in den verborgensten Fensterwinkel verirrten sich die Zwei, abseits von all den anderen, die niederschwebten in die freie Flur: auf Wiesen, Aecker, Straßen oder auf die Dächer und Zäune, die auch so schön kühl waren. Und da hockten sie sich dicht, ganz dicht und lieb zusammen, nahmen eins das andere Huckepack und feierten ihr Fest als Gäste des Königs Winter, und ließen ihre klaren Aeuglein blitzen, hell, wie viele Millionen Diamanten. Die beiden Flockenschwesterchen aber wurden plötzlich sehr traurig. Keine einzige von den anderen Flocken kam in ihre Nähe. Der rauhe Stein oben in der Ecke des Fensters hielt sie fest mit seinen Krallen, jedes Flöckchen in einer Hand. Und er preßte alle beide, die sich nicht mehr aneinanderschmiegen konnten, an die böse Fensterscheibe. Die erschien ihnen als ein ganz sonderbares Ungeheuer, da man durch ihren harten Leib hindurchgucken konnte. Und was für Schreckliches sie dahinter bemerkten! Hu! Hu! Da war zuerst ich, der ihnen als unheimlicher Riese — größer als alle anderen Riesen — vorkam. Und meine scharfen Augen machten sie gehörig ängstlich. Und dann hinten in der Stube der schlimme Feuerkobold! Der war ihnen der furchtbare Teufel selber, der Höllengeist, der jedes Schneeflöcklein, das ihm zu nahe kommt, im Nu verschlingt — so daß nichts, rein nichts von ihm übrig bleibt.

Und die beiden armen, verirrten Schwesterchen sahen diesen glühenden Satan aus der Ofentür herausschielen. Und sie fühlten die schreckliche Wärme, die er ausströmte, an der Fensterscheibe: an der protzigen Scheibe, die wohl des Teufels arge Großmutter war. Und sie ahnten, daß es mit ihrem zarten Leben zu Ende ging. Und sie bebten, bebten furchtbar. Und sie fingen an zu weinen. Und sie weinten, weinten so sehr, daß sie sich ganz in Tränen auflösten; daß ihr schönes weißes Kleidchen und alles an ihnen in Tränenwasser schwamm; daß sie gar nicht mehr wie weiße Schneeflocken aussahen. In ihrem Schmerz rissen sie sich zwar los aus den Krallen des harten Steines und liefen davon. Beide eilten sie nebeneinander fort. Aber wohin? Alle Ueberlegung war ihnen vergangen. Und die Fensterscheibe, die alte Teufelin, hielt sie in ihrem Bann. Ihr Kleid klebte an ihnen. Und das war — hu! — so warm. Und leise und schnell trank die böse Scheibe ihnen das Herzblut aus. Schlimmer, viel schlimmer machte sie es, als es die grausame Spinne mit der gefangenen Fliege macht. Und dann verschlang sie die beiden zuletzt mit einem Zug: die beiden flüchtenden Flöckchen, die so bitter weinten und ganz zu Tränentropfen geworden waren. Das alles dauerte kaum drei Minuten nach der Zeit, mit der wir Menschen rechnen. Für die unglücklichen Flockenschwesterlein waren die paar Minuten gewiß Monate. Und ihre Qual machte sie ihnen wohl gar zur Ewigkeit.

Und das junge Leben der beiden war ausgelöscht. Niemand vom großen Volke der Schneeflocken erfuhr, wo sie geblieben.

Aber ich — der ich hinter dem Fenster stand und zu spät die Gefahr erkannte und nicht mehr helfen konnte — wußte es.

Ja! Ja! So ist es in dieser argen Welt! dachte ich still und ernst bei mir. Wenn jemand so übermütig und unvorsichtig da draußen hintollt, findet er nicht selten solch trauriges Ende!